

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Indien

vom 10. Februar bis 13. März 2015

Hat Indien eine Kultur der Vergewaltigung?

von Mathis Vogel

Indien, vom 10. Februar bis 13. März 2015



Inhalt

1. Zur Person	738
2. Das Visum	738
3. Prolog	740
4. Die Entscheidung für Delhi als Ort der Recherche	742
5. Indien hat seine Tochter verloren – Eine Bestandsaufnahme	744
5.1 Vergewaltigungen – Die Statistik trügt	745
5.2 Die Rechtslage	746
5.3 Die Leiden der Unterprivilegierten – Indiens Kastensystem	749
5.4 Der gefühlte Bedeutungsverlust des indischen Mannes	752
6. Bewegungen gegen die Gewalt	754
6.1 Der Nobelpreisträger von Delhi im Kampf gegen Kindersklaverei	754
6.2 Wo Mädchen lernen, sich zu wehren	757
6.3 Sichtbare Narben – Wer kümmert sich um die Opfer von Säureattacken?	759
7. Die Rolle der Polizei	761
8. Resümee	764
9. Die Recherche in Delhi	766
10. Danksagung	767

1. Zur Person

Mathis Vogel, geboren am 27. Juni 1985 in Herford, studierte Kommunikationswissenschaft und Journalistik in Münster und Hamburg. Bereits während des Studiums arbeitete er als freier Reporter für Regionalzeitungen, wie das Westfalen-Blatt, die Neue Westfälische und das Hamburger Abendblatt. In den Jahren 2011 und 2012 absolvierte er eine Ausbildung zum Redakteur an der Axel Springer Akademie in Berlin. Seit 2013 arbeitet er als freier Reporter in Hamburg. Seine Texte sind unter anderem in der Süddeutschen Zeitung, Die Welt und Die Zeit erschienen.

Er ist Mitbegründer von „Weeklys.eu“, einem Magazin für Reportagen, das ausgezeichnetem Journalismus in Langform eine Plattform im Digitalen bietet. Auch ist er Mitglied der Redaktion von Krautreporter, dem größten journalistischen Crowdfunding Deutschlands. Das Online-Magazin hat 18.000 Mitglieder, die unabhängigen und werbefreien Journalismus im Internet ermöglichen.

2. Das Visum

Ein Visum für Indien zu beantragen kann auf zwei Arten bereichernd sein: Entweder man beantragt ein Touristenvisum, reist sehr entspannt nach Indien ein und darf sich sodann über die eigene Spitzfindigkeit, dieses kribbelnde Gefühl einer vermeintlich geheimen Mission freuen, das einen später begleiten und wappnen wird. Oder man beantragt, um alles korrekt zu machen, weil man ja nichts zu verbergen hat, ein offizielles Journalistenvisum, ergibt sich dem Würgegriff der Bürokratie und belastet sich zudem mit dem Makel der Ablehnung und natürlich dem Kampf dagegen. Da fällt die Entscheidung leicht, werden Sie sagen.

Ich habe jedoch ein Journalistenvisum beantragt.

Akt 1: Die Einladung in das indische Konsulat

Es geht also an die Außenalster, indisches Konsulat Hamburg. Die Herrschaften möchten gerne wissen, warum man sich so für ihr Land interessiert. Das steht zwar schon alles im zuvor sowohl online als auch schriftlich eingereichten Visumantrag, aber eigentlich geht es ja auch um etwas anderes: Abzuklopfen, ob der Journalist das ernst meint. Ob er wirklich so dumm ist, sein Thema wahrheitsgemäß anzugeben, alles korrekt machen zu wollen. Ich sitze also im Wartezimmer auf einem großen Plüschsofa, über meinem Kopf ein Porträt des gerade erst zurückgetretenen Präsidenten

Singh. Hinter einer Schutzscheibe mit Sprechloch sitzt ein Mitarbeiter und spricht hektisch mit Indern, die was wollen, gebückt vor der Scheibe stehen.

Dann der Aufruf: „Mister Vogel, please.“ Ein Herr kommt in den Warteraum, er schüttelt mir die Hand während er schon den nächsten Inder im Warteraum ins Visier nimmt und bittet mich zu warten. Beim nächsten Aufruf werde ich in die hinteren Räume der Gründerzeitvilla gebeten, gehe ohne Begleitung durch die Räume, bis ich an einem Schreibtisch in einem lichten Raum ankomme, wo ein runder indischer Beamter sitzt. In schwer verständlichem Englisch fragt er, für welche Publikationen ich für gewöhnlich schreiben würde und erläutert mir dann seine Bedenken zu meinem Visumantrag. Er sagt, dass sich für das „Thema Vergewaltigung“ in den letzten zwei Jahren viele Journalisten interessiert hätten, viele Visa ausgestellt wurden. Für mich ein Grund zur Annahme, dass das Thema den Zenit seiner Bedrohlichkeit für die Beamten überschritten hat. Die Berichterstattung der letzten beiden Jahre sei, so sagt er, ihm aber „zu einseitig“ gewesen. Ich frage ihn, was er damit meint. Daraufhin redet er von dem „größeren Bild“, das man sehen müsse. Vergewaltigungen seien nur eines der vielen Probleme in Indien und die meisten Frauen betreffe es ja auch gar nicht. Zum Beweis zählt er zwei, drei Frauen auf, die es in ranghohe politische Ämter geschafft haben. Da sei richtig was drin für Frauen in Indien, sagt er. Jaja, sage ich, bisschen irritiert von dieser offensichtlichen Lüge, vorgetragen mit einem Lächeln. Indien sei ein demokratisches Land und in einer Demokratie dürfe jeder schreiben, was er wolle, sagt der Beamte. Dann kommt, klar, das obligatorische „aber“: „Aber, es muss ausgewogen sein.“

In drei, vier Tagen werde man sich melden, sagt der Beamte mit dem Ton und dem unsicheren Lächeln eines Mittelständlers, der nach dem Einstellungsgespräch – als Chef immer unangenehm weil nicht delegierbar – einen im Kopf bereits aussortierten Aspiranten zur Tür geleitet. Wenige Tage später bekomme ich einen Anruf aus dem Konsulat. Die Mitarbeiterin sagt mir, ich solle noch eine aktuelle Meldebestätigung nachreichen, dann würde alles seinen Weg gehen.

Akt 2: Nichts geht seinen Weg

Ich weise also nach, dass ich wirklich in Hamburg wohne, man diesen lästigen Antrag also nicht auf ein anderes Konsulat abschieben kann. Es vergehen Tage, eine Woche, zwei Wochen. Der Abflugtermin rückt näher und ich frage abermals nach, wie es nun um meinen Antrag bestellt sei. Mittlerweile bin ich bereits fünf Mal im Konsulat gewesen. Einmal fehlten Dokumente, dann ein von mir aufzusetzendes Schreiben über meine Rechercheabsichten, einmal war indischer Feiertag – die zieht das Konsulat auch in Deutschland strikt durch. Schließlich erhalte ich, warum auch immer, einen

Anruf aus dem indischen Generalkonsulat in München. Meine Dokumente seien nach Indien geschickt und dort schließlich abgelehnt worden.

Akt 3: Sagte ich Journalist?

Es bleibt also nur noch eine Möglichkeit: Ich beantrage ein Touristenvisum. Dass ich bereits ein Journalistenvisum beantragt habe, sorgt natürlich für Irritationen. Ich muss also glaubhaft nachweisen, eigentlich einem anderen Hauptberuf nachzugehen und entschieße mich für Werbung. Diesen Beruf halte ich für am wenigsten abwegig, nachdem bereits bekannt war, dass ich auch Texte für journalistische Medien schreibe. Was ich nicht bedacht hatte, war, dass jeder Antragsteller mit einem „Medienjob“ ebenfalls einen Nachweis anführen muss, nicht als Journalist einreisen zu wollen. Ein Tipp: Am leichtesten recherchiert es sich als Maurer.

Freunde in der Werbebranche und ein paar basale Kenntnisse im Programmieren von Homepages wirken aber doch noch Wunder. Nach ungezählten Wochen – alle anderen Stipendiaten sind bereits unterwegs – habe ich es geschafft.

Diese kurze, in Akte unterteilte aber dennoch recht formlose Einleitung soll lediglich illustrieren, wie mir alles Kontroverse zu meinem Thema bereits in Deutschland entgegenschlug. Die immer neuen Geschichten von Vergewaltigungen sind ein Makel für das aufstrebende Land. In den alltäglichen Erzählungen und der männlich dominierten Politik wird immer wieder versucht, das Problem zu marginalisieren, so wie es der Beamte in Hamburg ebenfalls versucht hat. Ja, es gebe ein Problem mit Vergewaltigungen, hieß es, aber das sei bei weitem nicht Indiens größtes. Schauen wir mal nach.

3. Prolog

Als Ende Dezember 2012 die Nachricht Deutschland erreichte, dass in Delhi eine Frau von einer Gruppe von Männern brutal vergewaltigt und aus einem fahrenden Bus geworfen worden war, sie später dann ihren Verletzungen erlag, da brach für einen kurzen Moment eine tiefe Hoffnungslosigkeit aus dem Nachrichtenstrom heraus auf mich ein, die mir diesen Tag, dieses Gefühl bis heute in lebendiger Erinnerung erhalten hat. Es war einer dieser Momente, der Geschichte als Punkt auf einem inneren Zeitstrahl verankert. So wie es für viele der Terroranschlag auf das World Trade Center oder – für die früher Geborenen – der Fall der Mauer gewesen sein mag. Das Gefühl war: Hier geht etwas sehr abrupt zu Ende und gleichzeitig bricht etwas Neues los. Bereits eine Woche später gingen Tausende Inderinnen und

Inder in vielen Landesteilen auf die Straße und forderten strengere Gesetze und mehr Sicherheit für Frauen. Nicht wenige forderten auch die Todesstrafe für die sechs Täter.

Der Tag, der alles veränderte war der 16. Dezember, ein Sonntag. Jyoti Singh Pandey, eine Physiotherapiestudentin, und ihr Bekannter Awindra Pratap Pandey waren im Vorort Dwarka aufgebrochen, um am Saket Citywalk im Zentrum von Neu-Delhi ins Kino zu gehen. Jyoti hatte sich für „Life of Pi“ entschieden, den internationalen Kinoblockbuster, in dem ein indischer Junge Schiffbruch mit einem Tiger erleidet. 25 Kilometer entfernt von Dwarka, in einem Slum namens Ravidas, fuhren wenig früher Ram Singh und sein jüngerer Bruder Mukesh los, um noch etwas in der Stadt zu erleben. Ram Singh war Schulbusfahrer und hatte jetzt, da er und Mukesh schon stark angetrunken waren, den Bus angeworfen, um zwei Freunde abzuholen, die ihm manchmal als Schulbus-Assistenten zur Hand gingen. Den 17-jährigen Raju* und den 28-jährigen Akshay Thakur. Auf dem Weg nach Delhi stiegen noch Pawan Gupta, ein 19-jähriger Früchteverkäufer und Vinay Sharma, 20, Putzmann und Fitnesstrainer zu. Und so irrlichterten sie mit dem Bus durch Delhi, hatten aufgestachelt vom Alkohol bereits einen Anhalter ausgeraubt und am Straßenrand stehen lassen.

Jyoti Singh Pandey und ihr Begleiter waren nach dem Kino in eine Motorikscha gestiegen, doch der Fahrer weigerte sich, die beiden bis nach Dwarka zu fahren und setzte sie mitten im nirgendwo ab. Als die sechs Männer in dem Kleinbus das Paar am Straßenrand sahen, hielten sie an und behaupteten, nach Dwarka fahren zu wollen. Pandey und ihr Freund zahlten jeweils zehn Rupien und stiegen ein. Während der Fahrt begannen die Männer Pandey zu beleidigen, ihr Freund bat sie aufzuhören, woraufhin sie mit einer Eisenstange zuschlugen und ihn schließlich zu Boden zwangen. Sie vergingen sich reihum an Jyoti und warfen beide später blutüberströmt aus dem fahrenden Kleinbus.

Als Pandey später ins Krankenhaus gebracht wird, schwebt sie in Lebensgefahr. Die offiziellen Aufzeichnungen lesen sich wie eine Übertreibung, eine die Vorstellungskraft überfordernde Filmszene. Jeder der Täter hatte sich demnach mehrfach an Jyoti vergriffen, sie geschlagen und mit der Eisenstange, mit der sie zuvor ihren Begleiter bewusstlos geschlagen hatten, penetriert. Sie gingen dabei mit einer solchen Brutalität vor, dass Teile von Jyotis Darm ausgetreten waren, die der jüngste der Täter, zum Tatzeitpunkt war er erst 17 Jahre alt, regelrecht herausgerissen haben soll. Nachdem die Männer das Paar aus dem Bus geworfen hatte, versuchten sie noch, es zu überfahren. Doch der Versuch misslang. Erst 20 Minuten danach wurden Passanten auf das blutende und nackte Paar aufmerksam. Als schließlich die Polizei eintraf, stritten sich die Beamten um Zuständigkeiten und hat-

ten damit wichtige Zeit im Kampf um Jyotis Überleben verstreichen lassen. Am 23. Dezember, die Geschichte hatte mittlerweile in der ganzen Welt für Schlagzeilen gesorgt, entschied die Regierung, die mittlerweile intubierte und beatmete Studentin in ein Spezialkrankenhaus nach Singapur auszufliegen. Angesichts der anstrengenden und langen Reise bezeichneten einige Kommentatoren die Entscheidung später als politisch motivierten Aktionismus ohne medizinische Notwendigkeit.

Jyoti Singh Pandey erlag ihren Verletzungen am 29. Dezember.

In ganz Delhi brachen danach Proteste los und ergriffen schon bald das ganze Land. Studenten, Frauenorganisationen und Menschenrechtsorganisationen brachten tausende Menschen in vielen Städten des Landes auf die Straße. Im September 2013 schließlich werden vier der Täter – Mukesh, Vinay, Akshay und Pawan – für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Der Fahrer des Busses, Ram Singh, hatte sich kurz zuvor in seiner Zelle das Leben genommen. Der damals 17-jährige Raju wird zu drei Jahren Haft im Jugendgefängnis verurteilt.

Die Genugtuung für die Menschen auf den Straßen, die lauthals nach Gerechtigkeit riefen, währte nur kurz. Denn die Nachrichten über Vergewaltigungen, ermordete Frauen und Säureattacken nahmen kein Ende. Eine Gesellschaft von mehr als einer Milliarde Menschen stellte sich erstmals öffentlich die Frage: Wie gehen wir mit unseren Frauen um? Die unfassbare Brutalität und die fehlende Einsicht nach der Tat warfen zum ersten Mal auch die Frage danach auf, ob sich das Land noch länger hinter der Schutzbehauptung von „Einzelfällen“ verstecken könne, oder ob es ein tiefgehendes Problem der Erziehung, Wertevermittlung und alltäglichen Gewalt gegen Frauen gebe. Indien musste sich selbst die Frage stellen, ob das Land tatsächlich über Generationen hinweg eine Kultur der Vergewaltigung etabliert hatte, so wie es die mehrfach ausgezeichnete indische Journalistin Tongam Rina kurz nach dem Mord an Jyoti Singh Pandey behauptet hatte.

4. Die Entscheidung für Delhi als Ort der Recherche

Delhi ist mit rund 17 Millionen Einwohner im Großraum (11 Millionen in der Stadt selbst) die zweitgrößte Stadt Indiens und dessen politisches Zentrum. Von hier aus starteten 2012 die Proteste für mehr Rechte für Frauen. Neben den wichtigsten Regierungseinrichtungen befinden sich hier auch die meisten Nichtregierungsorganisationen, darunter auch solche, die sich vorrangig mit Rechten von Frauen befassen. Neben diesen praktischen Gründen, Delhi als Hauptort der Recherche auszuwählen, gibt es aber noch eine

*Name nicht bekannt

Reihe weiterer Gründe, die die indische Hauptstadt zum spannendsten Ort eines erst 2012 begonnenen Wandels macht.

Neben dem unzweifelhaften Titel der politischen Hauptstadt hält Delhi auch den traurigen Titel als Hauptstadt der Vergewaltigungen. Zwischen 2013 und 2014 stieg die Zahl der angezeigten Vergewaltigungen um 31 Prozent, auf 2.069 angezeigte Fälle im Jahr 2014 – ein trauriger Minusrekord unter allen indischen Städten, der allerdings im rechten Licht betrachtet werden muss. Wie bereits zuvor erläutert, sind die indischen Statistiken ein unzureichendes Instrument. Die Dunkelziffern dürften wesentlich höher liegen als die Zahl der tatsächlich angezeigten Taten. Der rasante Anstieg der gemeldeten Vergewaltigungen zeigt aber, dass sich in Delhi etwas bewegt, sich immer mehr Opfer ans Licht der Öffentlichkeit trauen. Ein Grund dafür könnte ein gestiegenes Vertrauen in die Polizei von Delhi sein, wenn man Polizeichef Bhim Sain Bassi in seiner Argumentation folgen will. Wahrscheinlich zutreffender ist es aber, dass Delhi Vorreiter eines Mentalitätswandels in Indien ist, der sich bereits heute stärker im Alltag der Hauptstadt widerspiegelt als in anderen Regionen Indiens.

Nach dem Tod von Jyoti Singh Pandey erhielten vor allem Gerichtsverfahren von Vergewaltigungsfällen aus Delhi große öffentliche Aufmerksamkeit. Die Menschen sahen, dass es sich lohnt, den Mund aufzumachen, auf die Straße zu gehen, für die eigenen Rechte, die der Mütter und Schwestern einzutreten. Zwar ist es aufgrund der zuvor bereits benannten statistischen Ungenauigkeiten nicht klar, ob Delhi tatsächlich die Stadt mit den meisten Vergewaltigungsfällen in Indien ist. Mit Sicherheit lässt sich aber sagen, dass von hier aus der Kampf gegen eine korrupte Polizei und Justiz, gegen tradierte Moralvorstellungen und Rollenbilder und für ein freieres Indien begonnen hat. Mögen die Probleme mit ständischen Strukturen und der Benachteiligung von Frauen in allen Lebensbereichen in weniger weit entwickelten Gesellschaftsteilen, wie beispielsweise im Bundesstaat Uttar Pradesh der Fall, größer sein – eine Lösung für diese Probleme muss man dort nicht suchen. Delhi dagegen ist als Wirtschaftsmetropole und Regierungssitz westlicher ausgerichtet als fast alle übrigen Regionen. Frauen gehen hier schon heute weitaus selbstverständlicher einem Beruf nach und bewegen sich freier in der Öffentlichkeit als in anderen Teilen des Landes.

Der Gedanke war also folgender: Wenn es in Indien, im Sinne der These dieser Recherche, eine Kultur der Vergewaltigung gibt, würde man sie am ehesten in Delhi finden, der Stadt mit den meisten gemeldeten Delikten. Und wenn es darüber hinaus noch einen Wandel hin zu einer offeneren Gesellschaft gibt, in der das Tabu der Vergewaltigung thematisiert, die Opfer auch als solche benannt und faire Gerichtsprozesse für alle Gesellschafts-

schichten angestrebt werden, so würde dieser Wandel am ehesten hier beginnen.

5. Indien hat seine Tochter verloren – Eine Bestandsaufnahme

Bei Vergewaltigungsfällen in Indien ist es üblich den Namen des Opfers nicht zu nennen. Und so hatten die Medien Jyoti Singh Pandey einige Pseudonyme verpasst – darunter auch „Indiens Tochter“ – bevor ihr Vater mit der Veröffentlichung ihres Namens ein Zeichen setzte. Es solle anderen Frauen, die ähnliches erleiden mussten, Mut machen, sagte Badri Singh Pandey, ein einfacher Mann, der als Lader bei der Luftfracht am Flughafen von Delhi arbeitet. Die Position der Frau in der indischen Gesellschaft ist einer der größten Widersprüche zum Modernitätsanspruch, den das Land international proklamiert. Im Jahr 2012 gab es allein in Delhi 600 Vergewaltigungen. Abgesehen von den Protesten einiger Frauengruppen gab es in der Mehrzahl der Fälle keine Reaktion der Öffentlichkeit. Was war an dem Fall von Jyoti Singh Pandey anders?

Zum einen war der Zorn der Menschen in diesen Tagen groß. Denn in Delhi und auch in anderen Städten hatte es massive Proteste gegen die Korruption gegeben. Hunderttausende versammelten sich täglich auf den Straßen. Es waren nicht die ersten Massenproteste in der Geschichte der indischen Demokratie, aber sie hatten ein Ausmaß angenommen, das in jüngster Zeit unvergleichlich ist. Den Indern wurde nur allzu deutlich bewusst, welche Macht sie hatten, wenn sie gemeinsam für ihre Rechte einstanden. Zwar zerfiel die Bewegung gegen die Korruption infolge von internen Zwistigkeiten, aber der Zorn der Bevölkerung ließ sich nicht so leicht beschwichtigen.

Und es gab noch weitere Ursachen: Genau wie andere indische Städte erlebt auch Delhi sowohl die positiven als auch die negativen Auswirkungen des Prozesses, den man als Globalisierung bezeichnet. In Delhi und seinen Vororten beschäftigen zahlreiche IT-Unternehmen, die für Fluglinien, Krankenhäuser, Hotels und andere Kunden in aller Welt Dienstleistungen erbringen, junge Belegschaften, die fast zur Hälfte aus Frauen bestehen. Immer mehr moderne, von Ketten betriebene Läden, Restaurants und Bars etablieren sich. Frauen sind hier als Verkäuferinnen oder Empfangsdamen beschäftigt. Es gibt Taxifahrerinnen, Tankstellenwärterinnen, Polizistinnen und so weiter. Mit anderen Worten: Frauen sind heute, das gilt zumindest für die großen Städte, sichtbarer als früher im öffentlichen Leben. Dieser Wandel hat zahlreichen Städterinnen bessere Bildungschancen und einen beruflichen Aufstieg beschert – Chancen, die sie noch vor kurzem nicht hatten. Für viele Männer aber ist die Tatsache, dass Frauen auf den Arbeitsmarkt

drängen, selbst wenn die absoluten Zahlen nach wie vor nicht hoch sind, eine Bedrohung ihrer lange als selbstverständlich empfundenen Privilegien.

Und so hat im modernen Indien ein paradoxer Prozess stattgefunden: Trotz neuer Gesetze, die die Rechte von Frauen schützen, trotz der stärkeren Rolle im öffentlichen Leben, wird die Missgunst und der Hass auf das weibliche Geschlecht immer größer. Für Dagmar Hellmann-Rajanayagam liegt das nicht nur am Wirtschaftswachstum und der immer größer werdenden konservativen Mittelschicht, sondern auch am „Normenkontrollkatalog“ des alten Indiens, dem hinduistischen Manu Dharma. Darin stehe geschrieben, dass Frauen nie unabhängig sein dürfen. „Als Kind unterstehen sie dem Vater, als Jugendliche passen die Brüder auf sie auf, dann bestimmt der Ehemann über sie. Und wenn sie Witwen sind, übernehmen ihre Söhne das Kommando“, erklärt die Südindien-Spezialistin. Die Verweigerung der Selbstbestimmung als auch die Unterdrückung der Frau hängt nach Erfahrungen von Hellmann-Rajanayagam heute noch in vielen Köpfen fest. „Frauen haben die Pflicht, sich zu opfern – so werden sie erzogen.“ Zu dieser Art der Erziehung gehört auch die Fixierung auf das Männliche, der absolute Gehorsam gegenüber Vater und Brüdern. Erst wenn die Frauen Kinder bekommen, werden sie als Teil der Gesellschaft wahrgenommen, in ihrer Rolle als Mutter. „Für die meisten Frauen, die nicht aus der reichen Oberschicht kommen, ist es die einzige Möglichkeit Wertschätzung zu erhalten“, erläutert die Passauer Professorin.

Die Folge: Die Mutterliebe konzentriert sich auf den Sohn. Er wird von klein auf vergöttert, weil er es ist, der der Familie Wohlstand bringt – unter anderem in Form der Mitgift der Braut. Mädchen hingegen werden nach Aussagen von Dagmar Hellmann-Rajanayagam als Bürde wahrgenommen, als ein Kostenfaktor, weshalb die Mädchen lange im Haushalt mithelfen müssen, bis endlich ein Ehemann gefunden ist.

5.1 Vergewaltigungen – Die Statistik trügt

Wer in Indien lebt, liest fast täglich von Vergewaltigungen in den Zeitungen. In Deutschland kommen davon nur die brutalsten Geschichten an die Oberfläche. Eine Suche bei Google News zu den Stichworten „Indien“ und „Vergewaltigung“ zeigt die traurige, immerfort währende Aktualität des Themas. Daher irritiert es zunächst, dass die internationalen Statistiken eine andere Sprache sprechen. Bei den gemeldeten Vergewaltigungen pro 100.000 Einwohner liegt Indien mit einer Rate von 2,0 weit hinter westlichen Staaten wie den USA (28,6) oder auch Schweden (63,0) – dem Land mit der höchsten Vergewaltigungsrate Europas.

Sind die Berichte über Indien also Propaganda, die das Land als rückständig darstellen soll?

Wohl kaum. Eher ist es so, dass die Statistik trügt. Das Zerrbild entsteht, weil nur die bei der Polizei gemeldeten Vergewaltigungen in die Statistik einfließen. Dieser Wert ist also stark abhängig von der Offenheit der Gesellschaft, einem funktionierenden Rechtsstaat und dem Hang zur öffentlichen Ächtung von Vergewaltigungsopfern. Länder mit geringer Rechtssicherheit für Frauen und einem patriarchalen Gesellschaftssystem haben oftmals eine erstaunlich niedrige statistische Vergewaltigungsrate, wie etwa Ägypten (0,1) oder Aserbaidschan (0,2). Länder, die die rechtliche Definition von Sexualdelikten erweitern, zudem eine offene Kultur der freien Meinungsäußerung leben, wie im Beispiel von Schweden der Fall, kommen auf vergleichsweise hohe Opferzahlen, weil sich mehr Opfer sexueller Gewalt an die Behörden wenden. Experten gehen deshalb davon aus, dass die Zahl der Vergewaltigungsopfer in Indien um ein vielfaches höher ist, als die der angezeigten Taten. Dafür spricht beispielsweise, dass die Zahl der in Indien gemeldeten Vergewaltigungen zwischen 2012 und 2013 – also nach dem Tod von Jyoti Singh Pandey und der damit einhergehenden medialen Aufmerksamkeit – signifikant angestiegen ist.

In Delhi stiegen die Zahlen der angezeigten Vergewaltigungen stärker als in jeder anderen indischen Stadt. Viele Frauen scheinen angesichts der großen Aufmerksamkeit für das Thema den Mut gefunden haben, die gegen sie ausgeübte Gewalt zur Anzeige zu bringen. Das ist umso erstaunlicher, als die Zahlen belegen, dass 98 Prozent der Vergewaltigungen in Indien innerhalb der Familie stattfinden oder Freunde, Verwandte oder Bekannte die Täter sind.

Obwohl wahrscheinlich stark nach unten korrigiert, hinterlassen die Zahlen dennoch einen bleibenden Eindruck von der bedrohlichen Lage, der sich indische Frauen dieser Tage ausgesetzt sehen: Nimmt man lediglich die gemeldeten Fälle als Berechnungsgrundlage, wird in Indien alle 22 Minuten eine Frau vergewaltigt.

5.2 Die Rechtslage

Nach der brutalen Vergewaltigung von Jyoti Singh Pandey und dem darauf folgenden internationalen Aufschrei konnte es der Regierung gar nicht schnell genug gehen: Nur 50 Tage nach der Tat legte das indische Kabinett bereits ein neues, verschärftes Gesetz vor, das Präsident Pranab Mukherjee bereits zwei Tage später unterzeichnete. Eine noch im Dezember 2012 eingesetzte Kommission (Verma Kommission) hatte den Auftrag erhalten, die

Rechtslage zu prüfen und Vorschläge für Verbesserungen zu machen. Zudem erreichten die Kommission mehr als 80.000 Vorschläge von Bürgern und internationalen Anwälten. Der später vorgelegte Maßnahmenkatalog hatte es in sich: Er umfasste nahezu alle Probleme der indischen Rechtsprechung im Zusammenhang mit Sexualstraftaten – von häuslicher Gewalt und Vergewaltigung in der Ehe bis hin zu sexuell motivierten Straftaten durch indische Polizisten und Soldaten im Dienst, wurde jede Schwachstelle explizit angesprochen. Es war ein Weckruf, formuliert in einem kurzen Moment der Offenheit, der die öffentliche Ansprache der Missstände erst möglich gemacht hatte.

Das neue Gesetz stuft seither Sexualstraftaten als Schwerstverbrechen ein und umfasst erstmals auch sexuelle Belästigung, die in Indien zuvor verharmlosend als „Eve Teasing“ bezeichnet wurde. Bei Vergewaltigungen, in deren Folge das Opfer ins Koma fällt oder stirbt, drohen mindestens 20 Jahre Haft – eine merkwürdig präzise Klausel, die als übereifriges Zugeständnis an die Vorfälle von Ende 2012 gelesen werden kann. Denn während Straftaten dieser Art ohnehin von den bestehenden Gesetzen zu Mord und Totschlag abgedeckt wurden, gab es einen anderen juristischen Bereich, der bislang fahrlässig stiefmütterlich behandelt worden war und erst durch die Untersuchung der Kommission angemessene Beachtung fand. So gelten seither auch Voyeurismus, Stalking, Säureangriffe oder das gewaltsame Herunterreißen von Kleidung als Straftaten.

Oberflächlich betrachtet scheint das neue Gesetz eine Annäherung an westliche Rechtssysteme zu sein. Ist es also der von vielen Aktivisten herbeigesehnte Schritt? Und machen die teils drakonischen Strafen das Leben der Inderinnen sicherer?

Die indische Frauen- und Friedensaktivistin Binalakshmi Nepram sieht diesen Prozess kritisch. Zwar hätten sich die Gesetze durch die Vorschläge der Kommission „erheblich verbessert“, doch seien viele der guten Vorschläge gar nicht in die Gesetzgebung eingeflossen. So sind etwa die Passagen zur Vergewaltigung in der Ehe ignoriert worden und noch immer kein Straftatbestand. Selbst verheiratete Kinder zwischen 15 und 18 Jahren werden nicht durch das Gesetz geschützt. Nepram spricht von „Nebelkerzen“, die für die aufgebrachte Öffentlichkeit gezündet wurden. Landesweit seien schließlich noch immer mehr als 100.000 Verfahren wegen sexueller Gewalt anhängig.

Ohnehin habe sich im Alltag nicht viel geändert, sagt Nepram, denn noch immer würden die Medien täglich von Vergewaltigungen berichten, könnten sich Frauen nicht als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft fühlen, zu manchen Tageszeiten nicht ohne Angst auf die Straße gehen. Nepram kämpft für diese Rechte an vielen Fronten. Seit den Protesten, die so viele

junge Leute auf die Straße brachten, wirbt sie verstärkt in sozialen Netzwerken für ihre Sache. Bei Twitter, wo ihr 77.000 Nutzer folgen, beginnen viele Nachrichten mit: „Ich verurteile ...“ oder: „Es kann nicht sein, dass noch immer ...“. Für ihr Engagement für Frauenrechte und gegen bewaffnete Konflikte in Nordindien hat sie 2010 den Sean MacBride Friedenspreis vom Internationalen Friedensbüro in Genf erhalten und ein Jahr später wurde sie auch mit dem CNN IBN Real Heroes Award ausgezeichnet. In der Heimat erhält sie dagegen Morddrohungen. Den Winter hatte sie deshalb an einem unbekanntem Ort verbracht, traut sich erst seit kurzem wieder vor die Tür. Die „Lippenbekenntnisse und Gesetzeskosmetik“ der Regierung habe sie satt, sagt Nepram. Gewalt gegen Frauen in Indien habe ein unerträgliches Ausmaß angenommen. Die einzige Lösung sei es, wenn die Regierung sie „endlich als nationales Sicherheitsrisiko“ einstufen und entsprechend ernsthaft verfolgen würde.

Aus Neprams Sicht hat die Gesetzesnovelle genau das verfehlt. So wurde beispielsweise im Rahmen des „Protection of Children from Sexual Offences Act“ die Volljährigkeit von 16 auf 18 Jahre heraufgesetzt, was bedeutet, dass Jugendliche erst ab 18 Jahren einvernehmlichen Sex mit Gleichaltrigen haben dürfen. Viele Kritiker hatten sich dafür ausgesprochen, das Alter heraufzusetzen, weil sie in der Volljährigkeit ab 16, die bis dahin 30 Jahre lang Gesetz gewesen war, eine staatliche Bejahung der sexuellen Aktivität von Teenagern sahen. Tatsächlich aber hat diese Neuerung bewirkt, dass Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren, die einvernehmlichen Sex mit Gleichaltrigen haben, von nun an Vergewaltigungen begehen und im Falle einer Anklage keinen Schutz der kindlichen Privatsphäre in Gerichtsverhandlungen genießen. Nepram hält das Gesetz für einen „schlechten Scherz“ in einem Land wie Indien, das zu den Unterzeichnern der UN-Kinderrechtskonvention zählt.

Ein weiteres Problem dieser aus Aktionismus entstandenen und schließlich nur halbherzig umgesetzten Gesetzesnovelle ist der Fokus auf Frauen, sagt Nepram. Männer und Transgender werden in den Gesetzen nicht berücksichtigt. In der berühmt gewordenen Sektion 377 des Gesetzestextes heißt es lediglich, dass „Geschlechtsverkehr gegen die Ordnung der Natur“ bestraft wird. Ein Gummigesetz, das weder von Gewalt noch von Zwang spricht. Darüber hinaus sind Mitglieder der Armee, die Vergewaltigungen in „unruhigen Regionen“ – beispielsweise in Indiens Nordosten, wo seit der Unabhängigkeit separatistische Gruppen gegen die Regierung in Delhi kämpfen – quasi immun gegen Anschuldigungen. Nicht ein einziger Soldat wurde bislang aufgrund einer Vergewaltigung im Rahmen seiner Pflichtausübung angezeigt. „Es gehört schrecklicherweise einfach dazu“, sagt Binakshmi Nepram, die aus dem Nordosten stammt und auf dieses Problem

seit Jahren aufmerksam macht. „Die Zahl der Übergriffe auf Frauen ist bei uns im Norden dreimal höher als im Rest von Indien, aber wir haben keine Chance die Fälle vor Gericht zu bringen“, sagt Nepram. Es zeigt sich, dass die öffentliche Diskussion über Gewalt gegen Frauen noch immer zwischen politischen Zwängen und öffentlichem Druck stattfindet, nicht aber von rationalen Argumenten geleitet ist. Und so setzt sich die historisch gewachsene Klassengesellschaft Indiens, die sich im Verhältnis zwischen Mann und Frau auf besonders perfide Weise etabliert hat, auch in der Rechtsprechung fort. „Es sind noch lange nicht alle gleich vor dem Gesetz“, sagt Nepram.

5.3 Die Leiden der Unterprivilegierten – Indiens Kastensystem

Wenn man sich die sozialen Hintergründe von Vergewaltigungen vergegenwärtigt, kommt man schnell zu dem Schluss, dass Täter damit ihre Macht demonstrieren oder ihre Opfer bestrafen wollen. Deshalb sind es häufig die schwächsten Mitglieder einer Gesellschaft, die besonders unter denen zu leiden haben, die ihre Macht auf diese Art missbrauchen. In Indien sind es vor allem Frauen, die in eine der untersten Kasten geboren wurden. Ende Mai 2014 waren in dem Dorf Katra im nordindischen Bundesstaat Uttar Pradesh zwei 14- und 15-jährige Cousinen als vermisst gemeldet worden. Sie waren gemeinsam auf ein Feld gegangen, weil es in ihrem Haus keine Toilette gab und nicht zurückgekehrt. Die Suche nach ihnen endete unweit des Dorfes mit einer schrecklichen Szene, die als Pressefoto um die Welt gehen sollte: Die beiden Mädchen waren verschleppt, vergewaltigt und an einem Mangobaum erhängt worden. Als die Behörden eintrafen, weigerten sich die Dorfbewohner, die zur untersten Kaste der Dalit gehörten, die angebotenen Entschädigungsgelder anzunehmen und den Beamten die Leichen zu überlassen. Nach Jahren der Demütigung und Unterdrückung durch Landbesitzer, Beamte und die Polizei wollten sie sich nicht den Beschwichtigungsversuchen der Bundesregierung ergeben. Der so erzeugte Druck zeigte Wirkung: Am nächsten Tag wurden zwei Dorfbewohner und zwei Polizeibeamte verhaftet. Sie hatten sich an der Gruppenvergewaltigung der Mädchen beteiligt. „Für uns gibt es kein Recht, wir Dalit werden wie Hunde behandelt“, sagte der Vater eines der Mädchen später.

Entgegen der Meinung vieler aufgeklärter Inder aus Delhi, das Kastensystem habe seine Bedeutung für die moderne indische Gesellschaft verloren, fühlen sich Dalit-Frauen im Alltag unsicher und sind noch immer mit struktureller Gewalt konfrontiert. Mitglieder herrschender Kasten, zumeist Landbesitzer oder Arbeitgeber, benutzen sexuelle Gewalt, um ihre Machtpositionen zu festigen. In dem rückständigen Bundesstaat Uttar Pradesh, wo die

Staatsgewalt häufig von korrupten Polizisten vertreten wird, haben sie nicht mit Konsequenzen zu rechnen.

Die Dalit stellen 21 Prozent der 200 Millionen Menschen in Uttar Pradesh. Eine Analyse der Kriminalstatistik des Bundesstaates, durchgeführt von der People's Union for Civil Liberties, zeigte zuletzt 2007, dass 90 Prozent der hier verzeichneten Vergewaltigungsopfer Dalit-Frauen waren. Über sie verliert kaum jemand ein Wort, obwohl sie verhältnismäßig am häufigsten von sexueller Gewalt betroffen sind. Die Debatte um mehr Rechte und höhere Sicherheit für Frauen in Indien war um die Studentin Jyoti Singh Pandey entbrannt, eine Frau aus der Mittelschicht, von den Dalit war nie die Rede gewesen. Die Menschenrechtsanwältin Vrinda Grover will das ändern. Ihre Kanzlei in Neu-Delhi hat sich auf Fälle von häuslicher Gewalt, Menschenrechten, Folter durch Behörden und sexuelle Minderheiten spezialisiert. Sie sagt, dass Indien eine der gewalttätigsten Gesellschaften der Welt hat. Es lasse sich an der Brutalität im Umgang miteinander ablesen, egal ob es um Familienmitglieder, Haushaltshilfen oder Fabrikarbeiter gehe. „Viele sind dazu bereit, die Machtlosigkeit ihrer Mitmenschen schamlos auszunutzen“, sagt Grover. Das düstere Bild der indischen Gesellschaft von Vrinda Grover speist sich aus ihren jahrelangen Erfahrungen mit Gerichtsverfahren zu Vergewaltigungen oder Gewalt gegen Minderheiten.

Es sei „beschämend“, wie häufig Dalit-Frauen Übergriffen ausgesetzt seien und wie wenig die Öffentlichkeit sich dafür interessiere. Selbst wenn die Opfer eine Vergewaltigung überleben, hätten sie kaum eine Chance den Fall vor Gericht zu bringen. „Es fehlen ihnen nicht nur die finanziellen Mittel, um sich einen Anwalt leisten zu können“, sagt Vrinda Grover. Auch decke die Dorfgemeinschaft häufig die Täter. Es sei deshalb zwecklos, sich an die Polizei zu wenden, sagt Grover.

Fast alle Fälle von Vergewaltigungen an Dalit-Mädchen folgen einem Schema: Die Verbrecher wurden von Männern aus den oberen Kasten verübt, sie entführten die Mädchen an entlegene Orte und vergewaltigten sie dort als Gruppe. Zumeist gaben sie den Mädchen Betäubungsmittel und bedrohten sie später mit dem Leben, damit sie schwiegen.

Wenn derartige Fälle bekannt wurden, waren immer wieder Politiker vor die Kameras getreten, die die Gesellschaft dazu aufforderten, gemeinsam hinter den Opfern zu stehen. Das seien Lippenbekenntnisse, sagt Grover. „Wenn man wirklich Verantwortung übernehmen will, kümmert man sich besser um das Opfer als eine abstrakte Gesellschaft anzusprechen.“ Die Benachteiligung fange bereits bei den Gerichtsprozessen an. Einige Rechtsanwälte der Dalit wollten durchsetzen, dass Rechtsanwaltschilfen in den Prozessen zu Sexualstraftaten eingesetzt werden, um den Opfern beizustehen, Gerichtsbesuche an deren Stelle zu übernehmen und zu dolmetschen. So

ist es in anderen Gerichtsverfahren mit Opfern, die nicht Hindi oder Englisch sprechen, bereits gängige Praxis. Die National Legal Service Authority, die für Rechtsfragen zuständige indische Behörde, hatte diesem Antrag zugestimmt, gleichzeitig aber auch gefordert, dass sich für diese Aufgabe Freiwillige aus Non-Profit-Organisationen vor Ort melden müssen. „Warum müssen sich die Armen freiwillig melden, während solche Dienste für alle anderen bezahlt werden?“, fragt Grover.

Die Dalit im Norden Indiens entstammen einer Kaste, die früher vor allem Hilfsarbeiten für die höher gestellten Landbesitzer verrichteten. Über Generationen hinweg bestimmte die Zugehörigkeit zur Kaste wo ein Mensch lebte, welcher Arbeit er nachgehen und sogar was er essen durfte. Und auch wenn die Kasten-Diskriminierung heute gesetzlich verboten ist, gelten diese alten informellen Regeln in vielen Dörfern nach wie vor. In Uttar Pradesh waren die Dalit-Frauen seit jeher der Willkür der Landbesitzer ausgeliefert, waren sexuelle Übergriffe an der Tagesordnung. Ein Spruch, den sich die Landbesitzer bei ihrem machohaften Herumgemännere zuraunen, lautet: „Du hast das Land nie richtig erfahren, wenn du keine Erfahrungen mit Dalit-Frauen gemacht hast.“

Grover, die 2013 vom Time Magazine unter die 100 einflussreichsten Menschen der Welt gewählt wurde, erzählt von einem berühmt gewordenen Fall von 1995, in dem die Klage einer Dalit-Frau vor Gericht vom Richter mit einer haarsträubenden Begründung abgeschmettert wurde. Er sagte zu der im Gerichtssaal anwesenden Frau: „Ein Mann aus der oberen Kaste würde sich an einer Dalit nicht die Finger schmutzig machen.“ Damit war der Fall abgeschlossen.

Vergewaltigungen sind in Indien ein gesellschaftliches Problem, das struktureller Lösungen bedarf. Denn noch immer werden sie als Abschreckungsinstrument benutzt, so wie während der hinduistisch-muslimischen Unruhen im Norden Indiens passiert, um der vermeintlich schwächeren Gruppe zu zeigen: Seht her, ihr habt nichts gegen uns in der Hand, könnt nicht einmal eure eigenen Frauen beschützen. Seit 1989 gibt es ein Gesetz, das Kasten-basierte Gewalt verhindern soll. „Aber die Aufklärungsrate ist lächerlich gering“, sagt Grover. Ein Bericht von 2012 zeigt, dass etwa die Hälfte aller Fälle geschlossen wird, bevor es überhaupt zu einer Gerichtsverhandlung kommt. „Es ist falsch, dass die Polizei bei der Aufnahme eines Falls das Opfer noch immer nach der Kaste fragt. Aber noch falscher ist es, wenn wir als Gesellschaft unsere Vergewaltigungskultur überwinden wollen und dabei überhaupt nicht über Kasten diskutieren“, sagt Grover.

5.4 Der gefühlte Bedeutungsverlust des indischen Mannes

Mit jeder neuen Nachricht über einen Vergewaltigungsfall, tauchen in den indischen Medien Stimmen auf, die versuchen, die Lage des indischen Mannes angesichts sozialer Umbrüche einzuordnen, Brutalität und Masse der Taten in einem größeren sozialen Zusammenhang zu erklären. Sie gehören zu den qualifizierteren Äußerungen innerhalb einer zerfahrenen Debatte über Recht, Anstand und Moral. Eine der bekanntesten Stimmen ist Ranjana Kumari, 59, Frauenrechtlerin und Soziologin vom Zentrum für Gesellschaftsforschung in Neu-Delhi, die unter anderem Kurse zur Sensibilisierung für Geschlechterrollen für Männer zwischen 16 und 35 Jahren anbietet. Kumari sagt, dass indische Jungen sehr früh für die Gleichbehandlung von Frauen sensibilisiert werden müssten, damit es einen Wandel in der öffentlichen Wahrnehmung von Frauen geben könne. Das Problem sei ein gesellschaftliches Erbe, das alle Facetten des öffentlichen Lebens mit einer Haltung der Frauenfeindlichkeit überziehe, sagt Kumari. Diese von klein auf erlernten Muster würden nun vor allem in den Städten auf die erstarkte Rolle der Frau prallen und damit zu einem explosiven Gemisch werden. „Machtpositionen innerhalb einer Gesellschaft, werden immer wieder mit Gewalt verdeutlicht. Die Schwächeren sollen in ihre Schranken gewiesen werden“, sagt Kumari.

Die Schwächeren, das lernen indische Jungen sehr früh, sind immer die Frauen. Männer wachsen in Indien oft in einer privilegierten und zugleich prekären Existenz auf. Sie werden, „wie die Prinzen behandelt“ und mit gewaltigen Ansprüchen belastet, sagt Kumari. Sie müssen die Familie miternähren, später für Nachwuchs sorgen und die Eltern versorgen. Gleichzeitig stehen aber die wenigsten von ihnen wirklich auf eigenen Füßen, weil sie traditionell weiter mit ihren Eltern zusammenleben, ohne den Bruch zur väterlichen Autorität zu vollziehen, oder der mütterlichen Hätschelsphäre zu entsagen. Die Frauen dagegen sind für die Familien traditionell eine Last, nicht zuletzt wegen der teuren Mitgift, die bei einer Hochzeit dem Bräutigam und dessen Angehörigen gezahlt werden muss. Diese Praxis ist zwar gesetzlich verboten, wird auf dem Land aber immer noch angewendet. Oftmals werden weibliche Föten schon vor der Geburt abgetrieben, um die finanzielle Belastung für die Familie abzuwenden. Die Gesundheitsvorsorge für Frauen ist ebenfalls signifikant schlechter, als bei Männern, was sich bei der durchschnittlichen Lebenserwartung zeigt. Während in Industrienationen, wie Deutschland, Frauen im Durchschnitt signifikant älter werden als Männer (Frauen: 81 Jahre; Männer: 75 Jahre), ist der Unterschied in Indien durch die schlechte Gesundheitsversorgung fast ausgeglichen (Frauen: 63,9 Jahre; Männer: 65,6 Jahre).

Der gesamte öffentliche Raum in Indien ist mit frauenfeindlichen Konnotationen versehen. Es fängt bei der täglichen Notdurft an. Männer urinieren ungeniert an jeden Stein, während es für Frauen häufig an sanitären Anlagen mangelt. Sie sind gezwungen in die Felder zu gehen, was zusätzlich potentielle Momente der Schutzlosigkeit zur Folge hat, in denen es Berichten zufolge bereits häufiger zu Vergewaltigungen gekommen ist. Und es zieht sich bis ins Parlament, wo einzelne Politiker nicht müde werden, Sexualverbrechen vor laufenden Kameras zu relativieren. „Manchmal ist es richtig, manchmal falsch“, sagte etwa Babulal Gaur, ein Parteifreund von Ministerpräsident Narendra Modi, nachdem in Uttar Pradesh die zwei 12 und 14 Jahre alten Cousinen tot aufgefunden worden waren.

In diesem Klima waren Frauen über Generationen hinweg im öffentlichen Raum marginalisiert worden, der Kontakt zu ihnen fand für viele Männer fast ausschließlich in der Familie statt. Dieses patriarchale Erbe Indiens trifft auf die einsetzende Modernisierung, die auch die Geschlechterverhältnisse mit sich zieht. Dabei scheint die moderne Interpretation der Rolle der Frau zugleich sowohl Chance als auch Fluch in Bezug auf das Problem der sexuellen Gewalt zu sein. Viele Frauen sind in den letzten Jahren vom Land in die Stadt gezogen, sind gut ausgebildet, haben Jobs angenommen und leben ein modernes Leben. Stärker als früher sind sie deshalb auch im öffentlichen Leben sichtbar. Ranjana Kumari sagt, dass sich viele Männer von diesen „neuen Frauen“ bedroht fühlen. Das Schema der Aggression bei gefühltem Machtverlust ist in der Soziologie auch in unseren Breitengraden bekannt. In Europa und Amerika sind die weißen, heterosexuellen Männer aktueller Gegenstand der Forschung. Sie erkennen die Forderungen von Minderheiten nach Grundrechten nicht als Ausgleich eines über lange Zeit aufrecht erhaltenen Ungleichgewichts an. Sondern stattdessen empfinden sie den Schritt zu mehr Rechten für Minderheiten als Einschnitt in die eigene Machtsphäre. So geht es auch vielen jungen indischen Männern, die beobachten, wie sich traditionelle hierarchische Ordnungen auflösen, ohne dass sie selbst dafür gewappnet wären. Das Resultat sind Neid und Missgunst, auch eine gewisse Hilflosigkeit im Umgang mit den neuen Verhältnissen. Kumari hat mit vielen angeklagten Vergewaltigern gesprochen und festgestellt, dass fast keiner von ihnen Einsicht zeigte. Die Täter sprachen immer wieder von der Schuld der Frauen und bezogen sich auf gesellschaftlich anerkannte Verhaltensregeln, für deren Verletzung die Vergewaltigung die logische Bestrafung sei. Kumari versucht deshalb bereits Jungen im Schulalter dafür zu sensibilisieren, dass Frauen die gleichen Rechte wie sie besitzen. Es geht ihr auch darum, ihnen Beziehungsschemata zu vermitteln, die sich nicht um Besitzansprüche und Macht drehen. Wie begegnet man einer Frau, wie gewinnt man sie für sich? Einladungen, Geschenke, Annäherungen – Begriffe, von

denen viele junge Männer nie etwas gehört haben. Kumari sagt, dass sich die festgefahrenen Rollenbilder langsam lösen. Der neue Umgang miteinander wird von Rollenvorbildern wie gut ausgebildeten jungen Frauen in die Familien hereingetragen. „Mittlerweile kommen Männer aus eigenem Antrieb in mein Büro und wollen für die Rechte der Frauen in ihrer Familie klagen. Das war noch vor kurzem undenkbar“, sagt Kumari.

6. Bewegungen gegen die Gewalt

Die Proteste von 2012 waren der Beginn eines gesellschaftlichen Umdenkens. Die Frage danach, wie eine ganze Gesellschaft mit ihren weiblichen Mitgliedern umgeht, war erstmals Gegenstand des öffentlichen Diskurses. Im Zuge dieses Wandels entstanden viele Projekte, Gruppen und NGOs, die sich mit Frauenrechten, Selbstermächtigung, Gewaltfreiheit, etc. auseinandersetzen. Viele davon befinden sich in Delhi. Zum einen aufgrund der Nähe zur Regierung. Aber auch aufgrund des großen Bedarfs an Sicherheits- und Bildungsmaßnahmen in der für Frauen verhältnismäßig unsicheren Metropolregion. Diese Organisationen, egal ob von einzelnen Aktivistinnen oder großen Einrichtungen gegründet, leisten die Graswurzelarbeit für den geistigen Wandel der indischen Gesellschaft. Sie stellen Frauen mit starken Stimmen in den Vordergrund, rütteln an traditionellen Rollenbildern und treten der Regierung immer wieder auf die Füße. Die dauerhafte Kommunikation dieser Einrichtungen mit der Öffentlichkeit lässt die alten Muster nach und nach erodieren und zeigt jungen Mädchen, und eben auch Jungen, dass die Geschichte des Zusammenlebens der Geschlechter in Indien auch anders erzählt werden kann. Gewaltfrei, offen, gleichberechtigt. Die im Folgenden vorgestellten Organisationen stehen beispielhaft für die Bandbreite von Gewaltakten gegen Frauen.

6.1 Der Nobelpreisträger von Delhi im Kampf gegen Kindersklaverei

Hier arbeitet also ein Nobelpreisträger. Ein gewöhnlicher Häuserblock im Süden Delhis, wo auf einem Schild an der Wand „Bachpan Bachao Andolan“ (BBA; dt.: Rettet-die-Kindheit-Bewegung) steht. 1980 wurde sie von Kailash Satyarthi gegründet und soll seitdem rund 80.000 Kinder aus der Sklavenarbeit gerettet haben. Satyarthi, 61, der sich seit Jahrzehnten in verschiedenen Organisationen für Kinderrechte einsetzt, hatte dafür 2014 den Friedensnobelpreis erhalten, zusammen mit der pakistanischen Kinderrechtsaktivistin Malala Yousafzai. Auf meine ersten Kontaktversuche aus

Deutschland per E-Mail hatte es als Antwort nur geheißen: „Melden Sie sich gerne, wenn Sie hier sind und kommen vorbei.“ Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Satyarthi, nachdem ihm durch den Nobelpreis eine derartig große Aufmerksamkeit zuteil geworden war, hier selbst noch arbeiten würde. Und tatsächlich ist er an dem Tag meines Besuchs nicht da. Einer seiner Mitarbeiter, der mich herumführt, erklärt mir aber, dass Satyarthi noch regelmäßig vorbei schaue, um die Geschäfte zu führen.

BBA ist eine Organisation aus Aktivisten und Betreuern, die in Dörfer und Fabriken fahren, um Kinder, teilweise auch gegen den extremen Widerstand der Gemeinschaft, vor der Kinderarbeit zu retten und später in die Gesellschaft zu reintegrieren. Dabei arbeitet BBA wenn möglich zur Sicherheit der eigenen Mitarbeiter mit der Polizei vor Ort zusammen. Häufig sabotieren die Beamten aber durch Absprachen mit den Dorfältesten die Rückholaktionen. Eine schwierige Arbeit, die einen ganzen Stab von Rechtsanwälten nötig macht.

Als ich danach frage, ob sich BBA auch um Opfer sexualisierter Gewalt kümmere, erzählt mir der Mitarbeiter eine Geschichte. Erst kürzlich habe sich ein Junge bei der Organisation gemeldet, der das gesamte Land der Familie verkauft hatte, um aus seinem Dorf in Nordindien nach Delhi zu kommen und bei BBA vorzusprechen. Seine Schwester sei mit 14 Jahren an einen alten Mann in einem Nachbardorf verkauft worden und werde dort als Arbeits- und Sexsklavin festgehalten. Der Mitarbeiter betont, dies sei kein Einzelfall, sondern komme sehr häufig in den ländlichen Regionen Indiens vor. Dem Gesetz nach muss ein Mädchen mindesten 18 Jahre alt sein um zu heiraten. In Wirklichkeit ist in Indien aber jedes 13. Mädchen zwischen 10 und 14 Jahren bereits verheiratet. Ich frage nach, was dann passiert sei, der BBA-Mann erklärt es mir freundlich. Man habe sich mit mehreren Mitarbeitern, zwei Fahrzeugen, dem Bruder und der Polizei des Dorfes auf den Weg zum Haus des Mannes gemacht und die Herausgabe des Mädchens gefordert. Der alte Mann habe sich im Recht gewähnt, hatte er das Mädchen doch nach altem Ritus geheiratet und auch eine Mitgift gezahlt. Während die BBA-Mitarbeiter mit den Dorfältesten diskutierten, seien immer mehr Dorfbewohner vor das Haus geströmt, so dass der Raum für einen Rückzug immer enger wurde. Solche Situationen, sagt mir der Mitarbeiter, würden immer wieder vorkommen, vor allem dort, wo die Regierung fern ist, denn dort sei es zumeist auch der Rechtsstaat. Nur mit beherztem Eingreifen und einem schnellen Rückzug sei es gelungen das Mädchen zu befreien.

Sicherlich ist dem Mädchen ihre Rettung durch BBA als eine persönliche Befreiung vorgekommen. Die Frage, die nach einer solchen Heldenstory zu stellen ist, ist jedoch, was nach der Rettung mit den Kindern passiert. Wo kommen sie unter, welche Bildungschancen erhalten sie? Kritiker hatten im-

mer wieder betont, dass BBA für jedes weitere „gerettete“ Kind eine stolze Summe von ausländischen Investoren erhalte und bereits Fälle von mehrfach geretteten Kindern bekannt seien. Satyarthi, der schon einige Preise aus dem Westen erhalten hat, war deshalb im Rahmen der Nobelpreisverleihung von einigen Stimmen bezichtigt worden, ein Profiteur der Elendsindustrie zu sein. Zwar kümmert sich BBA mit Aufklärungsaktionen um die Verbesserung der Schulbildung und Beschulung von armen Kindern – immer im Auftrag der Außenwirkung. Selbst arbeitet man jedoch mit Kinderheimen zusammen, in denen die Geretteten unkompliziert abgeliefert werden können, ohne dass sich BBA abseits von Geldzahlungen um die weitere Versorgung kümmern muss.

Madhu Kishwar, Professor am Center for the Study of Developing Societies in Delhi hatte nach der Verleihung des Nobelpreises an Satyarthi gesagt, dass Inder nur dann einen Nobelpreis erhalten würden, „wenn sie auf der Gehaltsliste amerikanischer oder europäischer NGOs stehen“. Diese NGOs würden daran verdienen, Indien weiterhin als ein Land darzustellen, dass eine „zivilisierende Mission benötige, eine, die die Engländer durch ihren Rückzug vom Subkontinent nicht mehr vollenden konnten“. Vor Ort ist es schwer, das zu prüfen. Auch ob die Geschichte des Mitarbeiters stimmt, zu der er mir Fotos und Akten vorlegen kann, ist nur schwer zu erkennen. Indische Journalisten berichten von Fällen, in denen Kinder gerettet wurden, dann verschwanden, zurück in das System der Kinderarbeit fanden und wenige Wochen später wieder gerettet wurden.

Was also bedeutet eine Rettung vor Kinderarbeit überhaupt? Das Problem der Kinderarbeit sei im Westen schon immer stark vereinfacht dargestellt worden, um Hilfsgelder abzugreifen, sagt der Journalist Prawesh Lama von der Tageszeitung *The Indian Express*. Ein Bauernsohn helfe beispielsweise schon früh im elterlichen Betrieb mit. Das sei in Indien normal. „Ich will nicht die Folgen von Kinderarbeit relativieren, aber wenn man aufgrund dieser Geschichten die gesamte indische Wirtschaft in Frage stellt, hilft das keinem“, sagt Lama. Zumal es nur wenige Alternativen für ein besseres Leben für die Kinder gebe. „Aber die Leidensgeschichte zieht und das Geld fließt“, sagt Lama.

Der Nobelpreis für Satyarthi wirft auch ein grelles Licht auf die Bigotterie der indischen Mittelschicht, die sich selbst als modern wähnt. Laut Amnesty International beschäftigt sie rund 180.000 Kinder als Hausdiener. Häufig leben sie fernab der Heimat ohne den Schutz der Familie und haben unter der Gewalt der Hausherrn zu leiden.

Doch auch dank der Kontroverse um die Person Kailash Satyarthi, hat die Bewegung um BBA dem Anliegen, die Kinderrechte in Indien zu stärken, viel Aufmerksamkeit gebracht. Bereits 1993 veranstaltete die Organisati-

on einen 2.000 km-Marsch von Bihar nach Delhi, um auf das Problem der Kinderarbeit aufmerksam zu machen. Im selben Jahr führte BBA das erste Label für kinderarbeitsfreie Produkte ein; es heißt „Rugmark“ und ist auf Teppichen zu finden. 1998 folgte gar ein globaler Marsch, bei dem ein weltweites Verbot von Kinderarbeit gefordert wurde. Er führte durch 103 Länder, insgesamt nahmen rund 7 Millionen Menschen teil.

Der wichtigste Teil der Arbeit, für den Satyarthi letztlich auch mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde, findet aber vor Ort in den Dörfern statt. Die kinderfreundlichen Dörfer oder Bal Mitra Gram (BMG) findet man in elf Bundesstaaten, 317 sind es an der Zahl. In diesen Dörfern hat BBA Strukturen etabliert, die den Kindern und auch den Frauen mehr Rechte verschaffen. Es gibt Kinder-, Jugend- und Frauenräte, die regelmäßig tagen und von dem gewählten Gemeinderat, der wichtigsten Machtebene in den Dörfern, gehört wird. Die Kinder in diesen Dörfern haben es mit Hilfe von BBA geschafft, ihre Ausbildung zu verbessern und nicht länger dem Zwang zur Heirat oder Kinderarbeit ausgesetzt zu sein. Die von den BBA-Geldern unterstützten Dörfer sind deshalb auch Keimzellen eines gesellschaftlichen Wandels, der durch das Vorleben befeuert und weitergetragen wird.

6.2 Wo Mädchen lernen, sich zu wehren

Ein unscheinbares Gebäude in einem Slum im Nordwesten Delhis. Außen bröckelt der rosafarbene Putz, aus dem Inneren sind Schreie zu hören. Vandana Sonkhar trainiert hier mit Mädchen und jungen Frauen aus der Nachbarschaft Selbstverteidigung. Es ist ein gemeinsames Projekt der Polizei in Delhi und World Vision International, der größten christlichen Nichtregierungsorganisation. Hier gibt es für die Mädchen praktische Tipps im Umgang mit Gewalt im Alltag: Wie entwaffnet man einen Angreifer, wie kann man sich mit seiner Haarnadel wehren (mit einem Stich ins Auge des Angreifers), wie mit dem traditionellen Schal (durch Strangulation). Rund 50 Mädchen und junge Frauen stehen in dem Raum und proben ihre martialisch anmutenden Bewegungen. Gewaltausübung mit Billigung einer christlichen Organisation? Sonkhar, 24, findet das legitim, „wenn die Mädchen in Situationen kommen, in denen sie sich wehren müssen“. Jede hier hat bereits Erfahrungen mit Gewalt gemacht. Einige sind früh an ältere Männer verheiratet worden, die sie verprügelten, wenn sie ihnen keinen Sohn gebären, sich widersetzen oder auch einfach nur zur falschen Zeit vor Ort waren. Auch die Geschichte der beiden Mädchen, die von einigen Männern in einem Dorf unweit von hier vergewaltigt und später an einem Baum aufgeknüpft wurden, ist allgegenwärtig. Vandana Sonkhar, die mit 24 bereits ein

Vorbild für die Mädchen ihrer Gemeinde ist, kennt diese Geschichten, hat sie selbst erlebt. Mit 12 war es, als ein Nachbar sie dazu brachte „für meine eigene Sicherheit zu kämpfen“, wie sie es absichtlich nebulös beschreibt. Ein Erweckungserlebnis, ausgelöst durch Gewalt. Als sie viele Jahre später von einem Mann belästigt wird, der ihr immer wieder anzügliche Nachrichten auf ihr Handy schickt, verabredet sie sich mit ihm. Doch am Treffpunkt wartet nicht nur sie auf ihn sondern auch eine Einheit Polizeibeamter, die Sonkhar zuvor benachrichtigt hatte. Jeder in der Gemeinde kennt diese Geschichte der tapferen jungen Frau. Mittlerweile erhält Sonkhar Unterstützung von Politikern und kann Projekte wie den Selbstverteidigungskurs anbieten. Sie weiß, dass es nicht jedem Mädchen wie ihr ergeht, die erste Gewalterfahrung nicht zwangsläufig zu einem Aufbäumen führt. „Viele die hierher kommen, haben sie nur noch Angst. Angst auf die Straße zu gehen, Angst zu Hause zu sein“, sagt Sonkhar. Wenn man unter den Mädchen herumfragt, bekommt man häufig zu hören, dass sie nicht wie „Nirbhaya“ enden wollen. Nirbhaya bedeutet „die Furchtlose“. Es ist einer der Ehrentitel, den Indiens Medien Jyoti Singh Pandey gaben, weil sie noch im Krankenhaus gegen ihre Peiniger aussagte. Die Geschichte ihres Überlebenskampfes hat sich in das kollektive Gedächtnis der jungen Mädchen eingebrannt. Die Geringschätzung von Mädchen ist hier zu allgegenwärtig, als dass sie sich darüber keine Gedanken machen könnten. Es geht um ihre Leben, die hier weniger wert sind, als das eines Jungen. Rina, 19, erzählt davon, wie es ihre Eltern erst im siebten Versuch schafften, einen Sohn zu bekommen. Der Druck der Gemeinde sei enorm groß gewesen, immer und immer wieder habe man ihnen gesagt, dass ihre Töchter bald verheiratet seien und wegzögen, sich dann aber niemand um sie, die Eltern, kümmern würde. Die Existenzängste der armen Inder haben über Generationen hinweg zu einer real praktizierten Geschlechteraussortierung geführt. Frauen, die keine Söhne gebären, werden verstoßen, weibliche Föten noch im Mutterleib abgetrieben. Junge Frauen wie Rina wachsen in dem Bewusstsein auf, in den Augen der Männer ein Objekt zu sein, in den Augen der Gemeinschaft eine Belastung. „Früher hatten wir große Angst auf die Straße zu gehen, doch seitdem wir mit Vandana trainieren, treten wir für unsere Rechte ein“, sagt Rina.

Die Mädchen können kostenlos an dem Kurs teilnehmen, manche von ihnen müssen ihre Eltern jedoch lange dazu überreden. Sie sehen es nicht gerne, dass ihre Töchter sich wie Jungen benehmen, Kampfsport machen. „Es wird aber Schritt für Schritt einfacher die Eltern zu überzeugen“, sagt Vandana Sonkhar. Seitdem die ersten Mädchen den Kurs absolviert, und von der Polizei eine Urkunde überreicht bekommen haben, habe sich auch die Einstellung vieler Eltern zu dem Angebot gewandelt. Aus der durch World Vision vermittelten Selbstermächtigung der Mädchen und jungen Frauen

hat sich mehr als ein Selbstverteidigungskurs entwickelt. Was Sonkhar hier anbietet ist eine Schule des Lebens. Die Mädchen und Frauen kommen zusammen, um gemeinsam zu diskutieren, Probleme innerhalb der Gemeinde zu lösen, sich gegenseitig bei Polizei- oder Behördengängen beizustehen. „Sie leisten jetzt Graswurzelarbeit“, sagt Sonkhar. Mit Sketchen, kleinen Theaterstücken und Videos treten sie vor der Gemeinde auf, um das festgefahrene Rollenbild anzugreifen. Die Selbstverteidigung zu erlernen gab den Mädchen Mut und die nötige Basis für diese Arbeit. Jetzt aber steht das Wort im Vordergrund, die bessere Geschichte von den starken Mädchen von Delhi.

6.3 Sichtbare Narben – Wer kümmert sich um die Opfer von Säureattacken?

Zumeist ist es billiger Toilettenreiniger, den es in jedem Supermarkt gibt. In den Händen von enttäuschten Männern wird er zur Waffe – eingesetzt gegen Frauen. Geschätzte 1.000 Frauen werden jedes Jahr Opfer von Säureattacken. Zumeist sind es zurückgewiesene Liebhaber, die die Frauen auf diese brutale Art für immer entstellen und damit zu Aussätzigen in der indischen Gesellschaft machen. Und so kommt zu den sichtbaren Narben auch das seelische Leid der betroffenen Frauen, denen in der Regel niemand hilft, die vielleicht noch die Möglichkeit haben, nur wenn sie „Glück“ haben, ein abgeschottetes Leben im Kreise der Familie zu führen.

Alok Dixit, 26, ein ehemaliger Journalist, will diesen Frauen helfen. 2013 startete er die Kampagne „Stop Acid Attacks“. Zusammen mit einigen Mitarbeitern dokumentiert er die Fälle, kümmert sich um die Versorgung der Opfer und streitet auch für deren Rechte. Eine sehr persönliche Erfahrung brachte ihn dazu, den Job als Journalist schließlich an den Nagel zu hängen und Vollzeitaktivist zu werden. Bei den Recherchen zu Säureattacken war ihm der Fall einer jungen Fernsehmoderatorin aufgefallen. Sie war bereits mit 15 Opfer einer Säureattacke geworden, hatte große Teile der Gesichtshaut verloren und war dennoch später ihrem Beruf in der Öffentlichkeit nachgegangen. Dixit hatte mit ihr über ihre Geschichte und sein Projekt sprechen wollen und sie nach monatelangen Versuchen Anfang 2014 endlich treffen können. Laxmi Agarwal, heute 26 Jahre alt, hatte zu diesem Zeitpunkt bereits die Hoffnung aufgegeben jemals wieder geliebt zu werden. Denn die Schönheit einer Braut ist das wichtigste Merkmal in der indischen Gesellschaft. Doch Dixit verliebte sich in Agarwal und gemeinsam setzten sie sich über die vorherrschenden Konventionen hinweg. Sie heirateten nicht, um sich die Kommentare der Hochzeitsgäste zu ersparen aber

auch um ein Zeichen zu setzen, und führen seitdem die Kampagne gemeinsam fort.

Dixit und Agarwal nehmen jährlich rund 200 Fälle von Säureattacken auf, die Dunkelziffer liegt weitaus höher. Dixit sagt, dass die Täter zumeist Bekannte oder Verwandte der Frauen seien. Die Aufklärungsrate sei gut, die Gerichtsverfahren dagegen aber sehr langsam und die geringen Strafen seien kaum abschreckend. „Viele der Täter sind mittlerweile verheiratet, während die Frauen noch immer auf Entschädigung warten“, sagt Dixit. Es gibt keine gesetzlichen Regelungen über Entschädigungen von der Zentralregierung in Delhi, nur einzelne Bundesstaaten haben Entschädigungsregelungen in minimaler Höhe erlassen. Die Kosten einer Behandlung liegen aber bei rund 20 Lakhs (Lakh ist das indische Zählwort für Einhunderttausend), also bei rund 2 Millionen Rupien, was in etwa 30.000 Euro entspricht. Unbezahlbar für die meisten Opfer.

„Die meisten Männer sind einfach gekränkt von der Zurückweisung der Frauen“, sagt Dixit, betont aber auch, dass nicht nur Frauen Opfer dieser Praxis werden. Etwa 30 Prozent der Opfer seien mittlerweile Männer. Die billige Säure und die selten verhängten Urteile haben dazu geführt, dass sich das Phänomen in den letzten Jahren ausbreiten konnte. Deshalb müssen Dixit und Agarwal vor allem Basisarbeit leisten. Im Dezember 2014 starteten sie gemeinsam mit einigen Überlebenden einer Säureattacke einen Hungerstreik in der historischen Sternwarte Jantar Mantar. Es war eine drastische Maßnahme für ein banal anmutendes Ziel: Sie wollten die Regierung dazu bringen, den Verkauf von Säure in Drogerien zu verbieten. Dazu waren bereits 2013 Gesetze erlassen worden. Sie besagten, dass die Bundesregierungen den Verkauf von Säure zu regulieren und Entschädigungen an Säureopfer in Höhe von drei Lakh (rund 4.300 Euro) zu zahlen haben. Passiert war seitdem jedoch nichts, Säure war noch immer im freien Verkauf erhältlich gewesen und einige der Opfer warteten schon Monate auf ihr Geld.

Dixit schreckt vor diesen extremen Aktionen auch deshalb nicht zurück, weil er die Geschichte seiner Freundin Laxmi Agarwal so sehr verinnerlicht hat. „Als sie 15 war, bekam sie vom Bruder einer Freundin plötzlich SMS, in denen er ihr seine Liebe gestand.“ Agarwal ignorierte die Nachrichten, konnte nichts mit den Offerten anfangen, der Mann war schließlich schon 32. Eines Tages, als sie auf den Bus wartete, hätten der Mann und die Freundin seines Bruders sie überrascht, auf den Boden geworfen und mit Säure übergossen, sagt Dixit. „Die Machtlosigkeit, die Laxmi verspürte, die auch andere Frauen in dieser Situation verspüren, hängt ein Leben lang nach“, sagt Dixit. Laxmi Agarwal träumt noch heute von der Brutalität des Angriffs, aber durch ihre Arbeit für „Stop Acid Attacks“ hat sie sich von dem Gedanken emanzipiert, ein Opfer zu sein – und das trotz der zahlreichen

Operationen zur Wiederherstellung der Haut in den letzten Jahren.

Für die gemeinsame Beziehung bringt auch Dixit Opfer. Seine Verwandten reden kaum noch mit ihm, verstehen seine Entscheidung nicht, seine Freundin nicht zu heiraten. „Wenn man ehrlich ist, wollen sie nicht einmal verstehen, warum ich mit Laxmi zusammen bin.“ Auch sein Vater ist gegen die Beziehung ohne Heirat. „Noch wissen sie es nicht besser, aber darauf arbeite ich ja hin“, sagt Dixit.

Er will das Schweigen brechen und hat deshalb 2014 eine Aktion namens „Spot Of Shame“ gestartet, für die er und seine Mitarbeiter an 50 Tatorte von Säureattacken im ganzen Land reisten und dort auf öffentlichen Plätzen auf die scheußlichen Taten aufmerksam machten.

Wie viele andere Aktivisten auch glaubt Dixit, dass ein Wandel nur durch offene Kommunikation stattfinden kann. „Die Leute müssen eine glaubwürdige Geschichte von Recht und Unrecht erzählt bekommen“, sagt Dixit. Auch deshalb will er unabhängig bleiben und finanziert sein Projekt ausschließlich durch Spenden von Unterstützern.

Was er an Laxmi am liebsten möge? „Ihre Courage.“ Ja, sie sei ein Opfer einer Säure-Attacke, sagt Dixit, „aber sie versteckt sich nicht in ihren eigenen vier Wänden, sondern zeigt der Welt ihr Gesicht.“ Dadurch, findet Dixit, könne seine Partnerin als Blaupause für den nötigen Wandel in der indischen Gesellschaft dienen. „Es gibt so viele Frauen in Indien, denen Unrecht geschieht. Würden sich alle zeigen und für ihre Rechte einstehen, es wäre ein anderes Land.“

7. Die Rolle der Polizei

Als Reaktion auf die Gruppenvergewaltigung von 2012 rief die indische Regierung die Verma-Kommission ins Leben, ein dreiköpfiges Komitee, angeführt vom ehemaligen Vorsitzenden Richter des Obersten Gerichtshofs, J.S. Verma, das die bestehenden Gesetze auf Tauglichkeit im Kampf gegen sexuelle Übergriffe prüfen und Verbesserungsvorschläge machen sollte. Der Bericht des Komitees beschränkte sich aber nicht auf die juristischen Probleme, er behandelte unter anderem auch den Status Quo und die Reformbemühungen bei der Polizei. Die nach den Vorfällen für kaum jemanden noch überraschende Erkenntnis war, dass die Polizei in Indien eine „Subkultur der Unterdrückung“ entwickelt hatte, wie es in dem Bericht heißt. Dabei waren zumindest die kaputten Strukturen der Polizei, die von Korruption durchsetzt waren, schon seit längerem bekannt. Das Komitee erwähnt einen Brief aus dem Jahr 1997, den der damalige Innenminister an alle Bundesregierungen schickte. Darin fordert er sie auf, an der dringenden Reform der

„nicht funktionierenden Polizei“ mitzuarbeiten, bevor das Land „von ungesunden Entwicklungen überrumpelt“ werde. Es sind harmlos wolkige Worte für ein tiefgreifendes Problem.

Als Tourist, der ich war, gab es keine Möglichkeit für ein Interview mit einem Sprecher der Polizei von Delhi. Dafür hätte es aus Sicht der Polizei aber sicherlich ohnehin nur wenige Gründe gegeben. Erst ein Jahr ist es her, dass der Polizist Varun Jha selbst Angeklagter in einem Vergewaltigungsprozess wurde. Er habe eine Frau zum Sex gezwungen und später gedroht, ein Video der Tat ihren Eltern zu zeigen. Nicht nur dieser Fall zeigt, dass Misogynie und Vorurteile Alltag bei der Polizei von Delhi sind.

Das indische Magazin Tehelka hatte dies bereits 2012 in einem Bericht aufgezeigt. In einer zweiwöchigen Recherche besuchten die Tehelka-Reporter 23 Polizeistationen im Großraum Delhi. Sie gaben sich als Wissenschaftler aus, die eine Umfrage durchführen wollten. Auch wenn die Behauptung, Wissenschaftler zu sein ein Vorwand gewesen war, so gab es zumindest besagte Umfrage. Die Reporter wollten herausfinden, ob die Polizisten Vorurteile gegenüber Vergewaltigungsoffer erkennen lassen. Dazu stellten sie Fragen, achteten auf die verwendete Sprache sowie die Ansichten der Polizisten.

Die Interviews geben einen erschütternden Einblick in die Gedankenwelt der Polizisten, denen es grundsätzlich an Empathie zu mangeln scheint, um eine Vergewaltigung erkennen zu können oder Konsequenzen aus dem Tatbestand zu ziehen. So sei es eine unter den Polizeibeamten weit verbreitete Annahme, „echte“ Vergewaltigungsoffer würden sich aus Scham der Polizei nicht offenbaren. Alle Frauen, die eine Anzeige aufgaben, waren nach Ansicht der befragten Beamten Erpresserinnen oder mussten nur über geringe moralische Werte verfügen. Einige Polizeibeamte bejahten auch die These, dass eine Frau, die dem Sex mit einem Mann zugestimmt hat, diese Zustimmung nicht einfach zurückziehen könne, wenn weitere Freunde des Mannes „mitmachten“.

Dass die Befragten Beamte im Dienste eines unabhängigen Rechtssystems sind, schützt sie ganz offensichtlich nicht vor massiven Vorurteilen. Und natürlich findet sich auch in den Reihen der Polizisten ein Mann, der das schwächste aller Argumente im immer gleichen Wortlaut vorträgt, in dem sich auf perfide Art Täter- und Opferrolle vertauschen. Inspektor Arjun Singh von der Polizeistation in Surajpur sagt: „Wenn Mädchen nicht innerhalb ihrer Grenzen handeln, wenn sie keine angemessene Kleidung tragen, dann übt das natürlich eine gewisse Anziehung aus. Und diese Anziehung macht Männer aggressiv, treibt sie dazu, es einfach zu tun.“ Diese irrsinnige Argumentation führt auch zu dem fatalen Glauben einiger Polizisten, Frauen, die sich „anständig“ kleideten, seien sicher. Diese Weltabgewandt-

heit ist nicht nur bei Polizisten zu beobachten, führt aber in konkreten Fällen dazu, dass Frauen, die eine Vergewaltigung anzeigen wollen, abgewiesen werden, weil sie „zu aufreizend“ gekleidet sind oder die Polizisten die Tat gar nicht erst als solche anerkennen. Ramesh Kumar von der Polizeistation in Old Faridabad wird in dem Tehelka-Report mit den Worten zitiert: „Es gibt solche Fälle [von Vergewaltigungen], aber in 70 Prozent der Fälle geht es um einvernehmlichen Sex. Erst wenn jemand die beiden erwischt oder das Geld nicht bezahlt wird, wird es zu einer Vergewaltigung.“

Vergewaltigung als Strafe für eine verkommene Moral, als Verbrechen, das es nur im Rotlichtmilieu geben kann. Diese Vorurteile entstammen einem Kosmos, in dem sich alles um den Mann dreht. Bei der indischen Polizei haben sich diese Vorurteile auch deshalb weiter ausbreiten können, weil eine bereits 2006 beschlossene Polizeireform, die neben der Korruptionsbekämpfung auch eine bessere Ausbildung der Polizisten zum Ziel haben sollte, bisher immer wieder verschleppt wurde – und der Reformbedarf ist groß. Zwar gibt es für neue Rekruten einen Kurs in Geschlechtersensibilisierung, doch der dürfte als einmalige Angelegenheit, die er ist, eher für einen kurzen, verstörenden Moment sorgen, als dass er wirklich dazu geeignet wäre, zu einem Umdenken anzuregen.

Die Polizei vertritt nur allzu oft ein unverbindliches Verständnis von Rechtsstaatlichkeit. Mehrere Opfer von sexueller Gewalt erzählten mir, dass sich Polizisten geweigert hätten die Tat formal aufzunehmen, um die Opfer – häufig Analphabetinnen – stattdessen mit einer Unterschrift auf einem aus juristischer Sicht wertlosen Dokument abzuspeisen. Dadurch wurden sie die für sie lästigen Frauen los und mussten später in einem möglichen Verfahren keine Verantwortung übernehmen.

Dass die Polizei mit ihren verkrusteten Ausbildungsstrukturen und ihrer Korruption ein Teil des Problems von Gewalt gegen Frauen ist, hatte sich schon im Fall von Jyoti Singh Pandey gezeigt, als zwei Polizisten über die Gebietszuständigkeit stritten, während Pandey noch blutend auf der Straße lag. Es vergingen wertvolle Minuten im Kampf um ihr Überleben, der vielleicht auch deshalb am Ende verloren ging. Eine der ersten Forderungen der frühen Protestmärsche war deshalb die Reformierung der Polizei. Geändert hat sich seitdem allerdings wenig. Dass sich heute in Delhi immer mehr Frauen trauen, ihre Vergewaltigung zur Anzeige zu bringen, ist kein Verdienst einer plötzlich aufgeklärten und interessierten Polizeibelegschaft, sondern vielmehr Folge des öffentlichen Drucks, der hier stärker wirkt, als in den abgelegenen Provinzen.

8. Resümee

Die These dieser Recherche, die dem Wortlaut nach nicht von mir sondern von einer indischen Journalistin stammt, ist stark überzeichnet: Hat Indien eine Kultur der Vergewaltigung? Sie impliziert, dass es auf allen gesellschaftlichen Ebenen einen Hang zur sexuellen Gewalt gibt, ein in die DNA dieser Gesellschaft eingeschriebenes Verhalten. Auf den ersten Blick ist das gerade für einen Touristen aus dem Westen schwer zu beurteilen. Denn natürlich ist es in Delhi möglich als westlicher Mann oder auch als Frau auf die Straße zu gehen, seine Besorgungen zu machen, auch ins Nachtleben zu starten, ohne ständig auf der Hut vor Übergriffen sein zu müssen. Die Feststellung, dass Indien ein Problem mit Vergewaltigungen hat, macht nicht jeden Bürger zum Verdächtigen, Mittäter oder gar Täter. Dennoch lässt sich nach den geführten Gesprächen, nach Auswertung aller gesammelten Informationen nicht von der Hand weisen, dass sich die Vorstellung von Frauen als Objekte, als minderwertige Menschen über alle Gesellschaftsschichten hinweg etabliert hat.

Die Folge für viele indische Frauen ist eine Ohnmacht im öffentlichen Raum. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, dass man sich bei Taxifahrten die Autonummer geben lässt, bestimmte Bezirke bei Nacht meidet. Frauen hatten mir auf dieser Reise wiederholt gesagt, dass es sinnlos sei nach einer sexuellen Belästigung zur Polizei zu gehen. Das Unverständnis der Beamten und die Ressentiments seien stärker als der dickste Gesetzestext. Diese gefühlte Machtlosigkeit ist aber nur ein kleiner Teil der vielen diskriminierenden Gesten und Handlungen Frauen gegenüber. Der weitaus größere Teil besteht aus den strukturellen Benachteiligungen und der wirklich physischen Gewalt. Weibliche Föten werden massenhaft abgetrieben, die Bildungschancen und die Gesundheitsversorgung von Frauen sind im Verhältnis schlechter. Es scheint so, als habe die Modernisierung und Urbanisierung diese Effekte nur noch verstärkt, als würde sich ein Teil der Gesellschaft aus Angst vor den Umbrüchen einer neuen Zeit in ein traditionelles Schneckenhaus zurück ziehen. Der Rest bleibt lieber still.

Der Rest, das ist die Mittelschicht, die eine Angst verspürt, angesichts der Abermillionen Menschen, die Schritt für Schritt ihren Anteil an Recht, Gesundheit und Wohlstand einfordern. In diesem gesellschaftlichen Milieu passte es der Mittelschicht gut in den Kram, dass die Mörder von Jyoti Singh Pandey aus den Slums kamen, einfache, ungebildete Bürger waren, die zur Stigmatisierung taugen. Denn auch das ist eine Wahrheit: Der Aufschrei kam aus der Mittelschicht, wurde zwar mit einer dem gesamtgesellschaftlichen Problem angemessenen Dringlichkeit vorgetragen, aber bezog sich dennoch nur in den seltensten Fällen auch auf das Unrecht gegenüber

Frauen der Unterschicht. Solidarität und Empathie den ärmeren Mitbürgern gegenüber ist kein Beweggrund für die Mittelschicht. Im Gegenteil: Sie fühlt sich angegriffen, glaubt, dass der Sockel ihrer Privilegien bröckelt und die Armen unten stehen und daran rütteln – so zumindest geht das gerade wiederbelebte Vorurteil.

Während das Rechtssystem zumindest teilweise reformiert wurde, mit Schnellgerichten und schärferen Gesetzen, dauert der gesellschaftliche Wandel weiterhin an. Die mediale Aufmerksamkeit für das Thema, das in Indien noch immer ein Talkshow-Dauerbrenner ist, hat die Ächtung von vergewaltigten Frauen zurückgehen lassen. Nach den ersten Geschichten von Vergewaltigungsopfern, die öffentlich ihr Recht einforderten kam auch bei der Masse der Gedanke auf, dass es eine starke Geste ist, Mut bedarf, sich zu öffnen und als Opfer zu erkennen zu geben. Die Vorbilder dieses Wandels kommen allerdings nicht zufällig aus den Städten, aus der Mittelschicht, sind gebildet und eloquent. Denn auf dem Land hat ein Großteil der Frauen, bedingt durch das katastrophale Bildungssystem, durch Analphabetismus und patriarchale Strukturen, gar keine Möglichkeit die Stimme zu erheben.

Hinzu kommt die für westliche Beobachter schwer verständliche Verschiebung in der Wahrnehmung von Recht. Vergewaltigungen, die im öffentlichen Raum von fremden Männern verübt werden, werden nach den Vorfällen der letzten Jahre gemeinhin als Straftat wahrgenommen – wenn auch begleitet von den üblichen Stimmen, die die Frauen für ihre vermeintliche frivole Kleidung und den nächtlichen Ausgang rügen. Wenn es jedoch um Gewalt in der Familie geht, um Frauen, die unter der als normal empfundenen Machtsphäre der Männer einer Familie stehen, wird sie toleriert. Ein vielbemühtes Argument ist, dass Frauen nur im Kreise ihrer Familie sicher seien, besser nicht alleine das Haus verlassen sollten. Das Gegenteil ist häufig der Fall.

Doch nicht nur in der privaten Sphäre ist die Geringschätzung der weiblichen Bevölkerung ein Problem für Indien. Die hohe Abtreibungsrate von weiblichen Föten hat bereits jetzt im Großraum Delhi dazu geführt, dass es ein geschätztes Geschlechterverhältnis von 125 Männern auf 100 Frauen gibt – Sprengstoff für eine Gesellschaft, die den sozialen Status jedes Mitglieds an traditionellen Rollenvorstellungen festmacht. Immer mehr Männer werden in Zukunft keine heiratswillige Frau mehr finden. Ein Trend, der sich zumindest in den Städten, wo zunehmend mehr Frauen gut ausgebildet werden und Partner auf gleichem Niveau suchen, noch verstärken dürfte.

Natürlich kann man die Identität von Indien als Kulturnation nicht auf das Thema der sexuellen Gewalt reduzieren. Streng definitorisch gibt es demnach keine „Kultur der Vergewaltigung“. Wohl aber ein strukturelles Problem, das sich aus Vorurteilen, Armut und Bildungsferne speist. Dies zu

überwinden, ist nicht allein Aufgabe einzelner starker Frauen, Organisationen oder der Politik. Es muss ein gesamtgesellschaftlicher Wandel vollzogen werden, der in den Kindergärten beginnt, die Popkultur erfassen und zur normalen Lebensgeschichte jedes Inders werden muss. Denn ein Teil der Wahrheit von den Gründen der großen Armut des Subkontinents ist es, dass sich ein Land mit mehr als einer Milliarde Menschen auf Dauer nicht leisten kann, die Hälfte seiner Bevölkerung durch systematische Diskriminierung von Bildung und Arbeit fernzuhalten. Wenn jedes rationale Argument versagt, die Traditionen aus Angst wieder hochgehalten werden, ist dies vielleicht die simpelste Erkenntnis, die noch verfängt: Die Ausgrenzung, Abwertung und Vergewaltigung von Frauen in Indien ist eines der größten Probleme, die das Land bremst und ist damit nicht zuletzt auch ein Problem der Männer. Dies zu vermitteln wird Aufgabe der kommenden Jahre sein.

9. Die Recherche in Delhi

In diesem Bericht verzichte ich bewusst auf ausschweifende szenische Beschreibungen. Die Recherchesituation, die ein Leben zwischen Hotelzimmern, Cafés und Besprechungsräumen nötig machte, taugt schlichtweg nicht für szenische Reportage-Elemente. Auch die Form eines sprachlich locker gefassten Reisetagesbuches empfand ich als dem Thema unangemessen. Deshalb hier – in dieser Form vielleicht erstmalig – ein Zitatbericht.

Angesichts der abgeschlagenen Position Indiens in dem von den Reportern ohne Grenzen veröffentlichten World Press Freedom Index verlief die Recherche vor Ort problemlos. Hinter Ländern wie Tschad, Kamerun und Thailand befindet sich Indien auf Platz 136, wonach Journalisten hier hauptsächlich mit Internetzensur, unter dem Deckmantel anderer Straftatbestände verhängten Berichterstattungsverboten und sogar mit gewaltsamen Übergriffen zu kämpfen haben. Meine Recherchen im Dunstkreis der NGOs, die Treffen auf Empfehlung von Kontaktpersonen, brachten mich nicht in derart schwierige Situationen. Für viele Journalisten in Indien sind diese Einschränkungen und Bedrohungen aber gelebter Alltag. Der Right To Information Act (RTI) von 2005 etwa ist ein Gummiparagraph, der bereits mehrmals in seiner Funktion abgeschwächt wurde. So wurde ein Limit für die Antragslänge eingeführt, später dann die Regelung, dass ausschließlich Richter im Ruhestand die Anfragen bearbeiten dürfen. Dieses Gesetz hat entgegen dem Sinn seiner Einführung also nicht zu mehr freier Information geführt.

Problematisch war es vor Ort lediglich in wenigen Fällen, einen zuvor lose abgemachten Termin in ein Treffen umzumünzen. Diese Art der Abmachungen waren eher die Regel. Viele Mailwechsel hatten mit dem Satz ge-

endet: „Kommen Sie doch einfach vorbei, wenn Sie in Indien sind“. Doch „einfach vorbeikommen“ ist in einer Millionenstadt wie Delhi weder einfach, noch sinnvoll, wenn dann niemand vor Ort ist, der mit einem spricht.

Generell ist Indiens Presse laut Freedom House die freieste in Südasien, auch wenn man diese Aussage in Relation zu anderen Staaten der Region sehen muss. Oder in anderen Worten: Die Freiheit des Journalismus endet bei der Veröffentlichung von Material, das die Regierung kompromittiert, bei der Berichterstattung von Protesten gegen die Regierung oder bei kontroversen Themen in ländlichen Regionen, die die örtliche Elite und ihre Schlägertruppe auf den Plan rufen.

10. Danksagung

Ich danke der gesamten Heinz-Kühn-Stiftung, die diese Recherche ermöglicht hat, und insbesondere danke ich Ute Maria Kilian, die mir vor allem während der teilweise schwierigen Vorbereitung mit ihrer langjährigen Erfahrung zur Seite stand. Darüber hinaus bedanke ich mich bei Prashwesh Lama, dem Initiator der Recherchen vor Ort.